

WAS DAS MEER BEHÄLT

Ein Kreuzfahrtroman mit dunklem Geheimnis

Alexandra Kulterer

© 2026 Alexandra Kulterer
Herausgeberin: Alexandra Kulterer
Umschlaggestaltung: Alexandra Kulterer/Canva

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors:
Buchschniede von Dataform Media GmbH
Julius-Raab-Straße 8
2203 GroÙbebersdorf
Österreich

www.buchschniede.at – Folge deinem Buchgefühl!
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
info@buchschniede.at

ISBN:
978-3-99203-131-3 (Paperback)
978-3-99203-273-0 (E-Book)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Für dich.

Für all die Reisen, aus denen irgendwann Geschichten wurden.

Für deine Ideen, deinen Rückhalt und dein Vertrauen in dieses Buch.

Und weil jede Reise schöner ist, wenn du neben mir bist.

„Manche Wahrheiten brauchen lange, bis sie wieder an die Oberfläche kommen.“

Kapitel 1

Wenn ein Schiff im Hafen lag, sah es immer so aus, als wüsste es mehr als alle Menschen, die gerade mit Sonnenhüten, Rucksäcken und leicht überforderten Gesichtsausdrücken darauf zuliefen.

Die MS Aureliana wartete an diesem Vormittag in La Romana, in der Dominikanischen Republik, wie ein weißes Versprechen mit Balkonen. Zu groß, um wirklich elegant zu sein, und doch auf diese eigene maritime Weise schön: hell, mächtig, ein wenig selbstverliebt. Sie würde ihre Gäste achtzehn Nächte lang durch die Karibik, über den Atlantik und bis nach Palma de Mallorca tragen – und sie dort mit gebräunter Haut, zu vielen Fotos und der stillen Überzeugung wieder ausspucken, dass das Leben an Land grundsätzlich falsch organisiert war.

Marlen Morell blieb für einen Moment stehen.

Sie tat das immer.

Andere Menschen sahen beim ersten Blick auf ein Schiff vielleicht eine Reiseleistung, eine Route, eine Kabinenkategorie oder die Frage, ob das Getränkepaket sich rechnen würde. Marlen sah eine Schwelle. Sobald sie ein Schiff betrat, öffnete sich etwas in ihr. Leise, wie eine Tür, hinter der Licht lag. Sie liebte dieses Gefühl so sehr, dass es ihr jedes Mal beinahe peinlich war. Diese Dankbarkeit, für ein paar Tage aus der Welt zu fallen. Diese kindliche Freude, die sie trotz aller Erfahrung nie verloren hatte. Dieses leise Staunen darüber, dass ein schwimmendes Haus Menschen von Hafen zu Hafen tragen konnte, während sie darin frühstückten, lachten, schliefen, stritten, sich verliebten oder Dinge voreinander verbargen.

„Du schaust schon wieder so“, sagte Jonas neben ihr.

Er hatte den Hut leicht in den Nacken geschoben, die Sonnenbrille auf der Nase und diesen Ausdruck im Gesicht, den Marlen seit Jahren kannte: halb Zärtlichkeit, halb stilles Amusement. Jonas konnte sie ansehen, als wäre sie ein Buch, das er längst gelesen hatte und trotzdem immer wieder gern aufschlug.

„Wie schaue ich denn?“, fragte sie, ohne den Blick vom Schiff zu lösen.

„Als würdest du die Aureliana gleich fragen, ob sie ein düsteres Familiengeheimnis mit sich herumträgt.“

„Vielleicht tut sie das.“

„Es ist ein Kreuzfahrtschiff, Marlen. Es trägt vermutlich vier Tonnen Garnelencocktail und achtunddreißig Menschen mit identischen Kofferanhängern mit sich herum.“

„Das eine schließt das andere nicht aus.“

Er lächelte. „Natürlich nicht. Garnelencocktail ist in deinen Büchern ohnehin immer verdächtig.“

Sie hätte ihm widersprechen können, aber leider hatte er nicht ganz unrecht. In ihrem letzten Roman hatte ein Garnelencocktail tatsächlich eine Rolle gespielt, wenn auch nur als Ablenkungsmanöver. Seitdem war Jonas der Meinung, Marlen sollte Meeresfrüchten grundsätzlich misstrauen.

Sie standen in der Schlange vor dem Terminal, umgeben von dieser besonderen Einschiffungsstimmung, die irgendwo zwischen Kindergartenwandertag, Flughafengate und Seniorenresidenz auf Betriebsausflug lag. Menschen schoben Koffer, zählten Pässe, suchten Bordkarten, verloren Sonnenbrillen, fanden sie wieder und benahmen sich, als beginne Urlaub erst dann offiziell, wenn man mindestens einmal in einer schlecht klimatisierten Halle den Reisepass aus der falschen Tasche gefischt hatte.

La Romana empfing sie mit warmer, schwerer Luft. Sie roch nach Salz, Diesel, Sonnencreme und einem Hauch von überreifen Früchten. Ein Geruch, der nicht höflich fragte, ob man bereit war, sondern einem einfach die Hand auf die Schulter legte und sagte: Jetzt bist du da.

Marlen atmete tief ein.

Achtzehn Nächte.

Sie hatte in den letzten Wochen oft an diese Zahl gedacht. Achtzehn Nächte waren mehr als Urlaub. Achtzehn Nächte waren ein eigener kleiner Lebensabschnitt. Genug Zeit, um ein Schiff zu einem Zuhause zu machen. Genug Zeit, um Lieblingswege zu entwickeln, Kellner wiederzuerkennen, Rituale zu erfinden und am Ende beleidigt zu sein, wenn andere Menschen sich einfach in die Kabine einnisteten, die man innerlich längst als Eigentum betrachtet hatte.

Sie hatte Jonas nicht versprochen, diese Reise ohne Schreiben zu verbringen. Das wäre ungefähr so glaubwürdig gewesen wie der Vorsatz,

am Buffet nur einen Teller zu nehmen. Aber sie hatte ihm versprochen, dass der Urlaub im Vordergrund stehen würde. Schlafen. Lesen. Essen. Schwimmen. Vielleicht tanzen, falls Jonas nicht rechtzeitig eine Ausrede über Luftfeuchtigkeit, Kniegelenke oder musikalische Zumutungen fand. Für ein neues Buch wollte sie sich inspirieren lassen, ja. Nicht mit Plotplan und Stoppuhr, sondern mit offenen Augen. Ein paar Sätze, Gesprächsfetzen, Gesten. Diese kleinen, flüchtigen Dinge, aus denen später Figuren wurden, wenn man ihnen lange genug nachhörte.

Keine Menschen sezieren, keine Fremden im Kopf schon beim Check-in zu Verdächtigen umbauen. Nur schauen. Sich tragen lassen. Und notieren, falls ein Satz anklopfte und nicht wieder gehen wollte.

In ihrer Handtasche steckten trotzdem drei Notizbücher.

Jonas wusste davon.

Er sagte nichts. Das war keine Kapitulation. Das war Liebe – und vielleicht die eheliche Höchstform von Realismus.

Vor ihnen stritt ein Ehepaar leise über die Frage, ob die Ausflugsunterlagen im blauen oder im grauen Umschlag seien. Hinter ihnen erklärte ein Mann mit der Stimme eines pensionierten Schuldirektors seiner Frau, dass er „das mit der App“ selbstverständlich im Griff habe, während er gleichzeitig versuchte, seinen Reisepass mit dem Bildschirm seines Handys zu scannen. Weiter vorne lachte eine Gruppe Frauen in bunten Kleidern so hell, dass selbst der Terminal für einen Moment freundlicher wirkte.

Ein paar Schritte vor ihnen geriet ein Mann mit kariertem Hemd und der heiteren Entschlossenheit eines Menschen, der seit vierzig Jahren seinen eigenen Weg ging, in eine Auseinandersetzung mit einem Koffer.

„Rolf, das ist nicht unser Koffer“, sagte die Frau neben ihm.

„Inge, ich prüfe nur, ob unserer schöner ist.“

„Unserer ist der mit dem gelben Band und deinem Namen drauf. Es gibt Dinge, die einem Hinweise geben.“

Marlen mochte sie sofort. Vor allem, weil Rolf den fremden Koffer nach dieser Belehrung mit der Würde eines Kapitäns losließ, der beschlossen hatte, fremde Schiffe nicht weiter zu entern.

Marlen öffnete den Reißverschluss ihrer Tasche und tastete nach dem kleinsten Notizbuch. Es war nicht das Arbeitsbuch. Nur das Reisebuch. Diese Unterscheidung verstand außer ihr vermutlich niemand.

Jonas bemerkte es sofort.

„Aha.“

„Was?“

„Nichts.“

„Jonas.“

„Ich bewundere nur, wie elegant du Urlaub und berufliche Feldforschung miteinander versöhnst und direkt zu arbeiten beginnst.“

„Das ist keine Feldforschung. Das ist ein Rettungsboot für Sätze. Und außerdem arbeite ich nicht, ich konserviere Atmosphäre.“

„Natürlich. Andere Menschen machen Fotos. Du rettetest Sätze vor dem Ertrinken.“

Sie zog das Notizbuch trotzdem heraus. Auf die erste Seite schrieb sie:

La Romana. Einschiffung. Hitze wie ein nasser Samtvorhang. Menschen im Übergangszustand. Alle tun, als wären sie entspannt. Niemand ist es.

Jonas beugte sich leicht zu ihr. „Schreib noch dazu: Ehemann hat die Notizbücher ausdrücklich genehmigt.“

„Unter Auflagen“, ergänzte Marlen.

„Urlaub zuerst, Weltliteratur danach.“

Sie sah ihn an. „Du bist erstaunlich bürokratisch für einen Mann in Ferienlaune.“

„Nur vor dem Frühstück. Danach werde ich großzügig.“

Seine Hand fand ihre. Ganz selbstverständlich. So, wie sie es seit Jahren tat, ohne Pathos, ohne großes Zeichen. Es war einfach da: dieser stille Kontakt zwischen ihnen, der Marlen selbst in überfüllten Terminals das Gefühl gab, nicht verloren gehen zu können.

Vielleicht schrieb sie deshalb über Geheimnisse. Weil sie selbst jemanden hatte, vor dem sie keines brauchte.

Die Schlange bewegte sich langsam weiter.

Beim Check-in ging alles schneller, als Marlen erwartet hatte. Ein freundlicher Mitarbeiter prüfte ihre Pässe, lächelte in jener professionellen Breite, die auf Kreuzfahrtschiffen vermutlich zur Grundausbildung gehörte, und schob ihr die Bordkarte hin. „Frau Morell, Deck 8.

Willkommen an Bord.“ Neben ihnen wurde eine ältere Frau an den Schalter gebeten.

Sie war schlank, aufrecht, elegant auf eine fast altmodische Weise. Nicht auffällig teuer gekleidet, aber sorgfältig. Leinenhose, Seidentuch, flache Schuhe, eine kleine Brosche in Form einer Muschel am Revers. Ihr Haar war silbergrau und zu einem tiefen Knoten gebunden. Sie hatte ein Gesicht, das einmal sehr schön gewesen sein musste und nun etwas anderes war: beherrscht.

Der Mitarbeiter blickte auf seinen Bildschirm.

„Frau Marquard?“

Die Frau erstarrte.

Es dauerte kaum länger als einen Atemzug. Vielleicht nicht einmal das. Aber Marlen sah es, weil sie den Stift noch zwischen den Fingern hielt und ihr Blick gerade nicht mit dem Gepäck beschäftigt war. Der linke Daumen der Frau drückte gegen den Griff ihrer Handtasche, bis die Knöchel weiß wurden. Ihre Augen hoben sich nicht, doch ihr Kinn zog sich minimal zurück, als hätte der Name sie körperlich getroffen.

Dann lächelte sie.

„Moreau“, sagte sie. „Elisabeth Moreau.“

Ihre Stimme war weich, aber nicht warm.

Der Mitarbeiter entschuldigte sich sofort. Ein Versehen im System, ein Zahlendreher, eine alte Buchungsnotiz vielleicht, wer wusste das schon. Frau Moreau nahm dies stumm zur Kenntnis, als sei nichts geschehen.

Aber in ihrem Gesicht war etwas zurückgeblieben. Nicht Angst allein. Eher der Schatten einer Tür, die zu lange geschlossen gewesen war und plötzlich einen Spalt offenstand, und Marlen hatte das unangenehme Gefühl, aus Versehen hineingesehen zu haben.

Marlen schrieb nichts auf.

Noch nicht. Aber sie tat das, was Schriftstellerinnen manchmal taten, ohne es zu wollen: Sie bewahrte eine Irritation auf, bevor sie wusste, ob sie ihr gehören durfte.

Jonas sah sie von der Seite an.

„Nein“, sagte sie.

„Ich habe nichts gesagt.“

„Du hast laut geschwiegen.“

„Das kann ich gut.“

„Es war nur ein Name.“

„Natürlich.“

„Menschen erschrecken sich manchmal.“

„Vor Namen?“

Sie steckte das Notizbuch weg. „Vor allem Möglichen.“

„Auch vor Garnelencocktail.“

Marlen musste lachen, obwohl sie die Frau noch immer im Blick hatte. Elisabeth Moreau nahm ihre Bordkarte entgegen, bedankte sich und ging weiter, ohne sich umzusehen. Aber kurz vor der Sicherheitskontrolle hob sie die Hand an ihre Brosche. Prüfend, als müsste sie sicher sein, dass die Muschel noch da war.

An Bord änderte sich die Welt. Eben noch Terminal, Koffer, Klimaanlage, Stimmengewirr. Dann ein kurzer Schritt über die Gangway, und ohne Vorwarnung war man Teil einer eigenen Ordnung. Teppichboden statt Asphalt. Glas, Chrom, Lächeln, Musik aus unsichtbaren Lautsprechern. Eine Crew, die freundlich „Willkommen an Bord“ sagte, als habe sie genau auf diese zwei Menschen gewartet und nicht auf weitere zweitausend Gäste mit denselben Erwartungen.

Die MS Aureliana roch nach Holzpolitur, frischer Wäsche und dieser unbestimmten Mischung aus Kaffee, Parfum und Meer, die nur große Schiffe besitzen. Marlen blieb einen Moment stehen, obwohl hinter ihnen bereits die nächsten Gäste drängten.

Die vertraute Freude traf sie so unmittelbar, dass sie einen Moment lang alles andere vergaß.

Es war albern und vielleicht kindisch. Aber sie empfand in solchen Momenten eine fast körperliche Dankbarkeit. Dafür, hier sein zu dürfen. Dafür, diese Tage vor sich zu haben. Dafür, dass ein Schiff immer auch ein Versprechen war: Du musst jetzt nicht alles sein, was du an Land bist. Du darfst schauen. Atmen. Staunen. Dich tragen lassen.

„Da wären wir“, sagte Jonas.

„Da wären wir.“

Es war ein einfacher Satz, aber er gefiel ihr. Da wären wir. Nicht nur an Bord. Sondern in dieser seltsamen, kostbaren Zwischenwelt, in der der

Alltag an Land zurückblieb und man sich selbst ein wenig anders erzählen durfte.

Ihre Kabine lag auf Deck 8. Natürlich gingen sie zuerst in die falsche Richtung. Das gehörte zum Ritual. Kein Mensch fand am ersten Tag seine Kabine ohne mindestens eine entschlossene Fehlentscheidung, die er später als „ich wollte nur schauen, was da hinten ist“ tarnte.

Jonas studierte den Deckplan.

„Wir müssen nach steuerbord.“

„Du sagst das nur, weil es auf Schiffen besser klingt als rechts.“

„Es ist rechts.“

„Dann sag rechts.“

„Niemals. Ich habe bezahlt. Ich werde nautisches Vokabular verwenden.“

Sie fanden die Kabine nach einem kleinen Umweg über einen Gang, der aussah wie alle anderen Gänge und trotzdem den beleidigten Eindruck machte, nicht der richtige zu sein. Ihre Koffer waren noch nicht da. Die Kabine dafür schon, und sie tat, was Kabinen am Einschiffungstag tun: Sie wirkte für fünf Minuten größer, als sie in Wahrheit war.

Balkon. Bett. Schreibtisch. Sofa. Schrank. Bad. Ein Willkommensgruß. Zwei Wasserflaschen. Ein Ausblick auf Hafenkräne, Container und ein Stück Meer, das trotz allem schon nach Freiheit aussah.

Marlen trat auf den Balkon.

Die Hitze stand draußen wie ein Tier. Unter ihnen arbeiteten Männer in Warnwesten, Gepäckwagen rollten über den Kai, Paletten wurden verschoben, irgendwo piepte ein Fahrzeug rückwärts in die Geduld der Welt hinein.

„Unser Reich“, sagte Jonas hinter ihr.

„Für achtzehn Nächte.“

„Denk daran, dich emotional nicht zu sehr an die Kabine zu binden. Am Ende kommen andere Leute und tun so, als wäre sie ihre.“

„Barbaren.“

„Wir könnten eine Botschaft hinterlassen.“

„Was denn?“

„Passt gut auf sie auf. Sie mag keine Menschen, die nasse Badekleidung aufs Sofa legen.“

„Das mag niemand.“

„Doch. Menschen, die nasse Badekleidung aufs Sofa legen.“

Marlen drehte sich zu ihm um. Er stand im Türrahmen, die Sonne im Rücken, und sah sie an wie jemand, der sie in jeder Version kannte: müde, überdreht, zornig, albern, verletzlich, schreibend. Vielleicht war das der größte Luxus dieser Reise. Nicht das Schiff. Nicht der Balkon. Nicht die Route.

Sondern dass Jonas mit ihr darauf war.

Später gingen sie hinauf an Deck. Das Schiff füllte sich stündlich. Auf den Außendecks standen Menschen mit Willkommenscocktails und Gesichtsausdrücken, die zwischen Überwältigung und logistischer Restpanik schwankten. Einige hatten bereits Liegen gefunden und markierten sie mit Handtüchern, als gelte es, jungfräuliches Territorium vor feindlichen Stämmen zu sichern. Andere irrten mit Deckplänen umher. Eine Frau fotografierte die Poolbar aus sechs verschiedenen Winkeln. Ein Mann erklärte seiner Begleitung, die Seenotrettungsübung sei „bestimmt nur Formsache“.

Auf der Steuerbordseite entdeckte Marlen das Paar aus dem Terminal wieder. Inge Seifert trug inzwischen einen Strohhut, der sichtlich schon mehrere Klimazonen überlebt hatte. Rolf hatte eine Kamera um den Hals und fotografierte nicht die Poolbar, sondern das Schild mit dem Sammelpunkt für die Sicherheitsübung.

„Wenn du so weitermachst, hält dich die Crew für einen Kontrolleur“, sagte Inge.

„Sehr gut“, sagte Rolf. „Dann darf ich vielleicht beim Buffet die Vorfahrt regeln.“

Seine Kamera klickte zuverlässig und ungerührt.

Marlen sammelte Eindrücke, ohne bewusst zu jagen. Genau dafür war sie mit einem halben Schreibvorhaben und einem ganzen Urlaubsherzen an Bord gekommen. Das war ihr Problem. Oder ihr Beruf. Die Grenze war fließend.

Am Rand des Pooldecks sah sie eine junge Frau mit Kamera.

Sie war vielleicht Anfang dreißig, dunkelblondes Haar, schmales Gesicht, wache Augen. Kein klassischer Urlaubsausdruck. Sie stand nicht da, um

sich selbst vor dem Schiff zu fotografieren. Sie fotografierte andere. Nicht offensichtlich. Nicht aufdringlich. Eher so, als hielte sie Ausschau nach etwas, das nur für den Bruchteil einer Sekunde sichtbar wurde.

Eine Hand an einem Geländer.

Ein Kofferanhänger.

Das Profil einer älteren Frau.

Die Muschelbrosche.

Marlen folgte ihrem Blick.

Ein Deck tiefer, auf der Promenade, ging Elisabeth Moreau langsam Richtung Heck. Die junge Frau hob die Kamera, wartete, bis zwei Gäste aus dem Bild waren, und drückte ab.

„Die fotografiert nicht das Schiff“, sagte Marlen.

Jonas sah über den Rand seiner Sonnenbrille. „Vielleicht ist das Schiff schüchtern.“

„Sie fotografiert die Frau von vorn.“

„Welche Frau?“

„Die mit dem falschen Namen.“

„Ah. Wir sind schon bei falschen Namen.“

„Ich sage ja nicht, dass es einer ist.“

„Nein. Du sagst es nur in einer Tonlage, die ungefähr zwölf Kapitel ankündigt.“

Sie stieß ihn leicht mit der Schulter an. „Du bist unmöglich.“

„Ich bin literarisch geschult. Durch jahrelanges Zusammenleben mit dir gegen meinen ursprünglichen Willen.“

„Gegen deinen Willen?“

„Gegen meinen ursprünglichen Plan, ein ruhiges Leben zu führen.“

Marlen lachte. Unten senkte die junge Frau die Kamera. Für einen Moment sah sie direkt zu ihnen hinauf. Nicht schuldbewusst, eher aufmerksam. Ihr Blick blieb einen Sekundenbruchteil an Marlens Notizbuch hängen.

Dann verschwand sie in der Menge.

Später würde Marlen erfahren, dass sie Elena Varo hieß.

Zu diesem Zeitpunkt war sie nur eine Frau mit Kamera, die nicht fotografierte, was schön war, sondern was wichtig sein könnte, und die offenbar bemerkte, dass Marlen dasselbe tat, nur mit Worten.

Am Nachmittag kamen die Koffer. Marlen's Koffer stand ordentlich vor der Kabinentür, Jonas' Koffer daneben, leicht schief, als hätte er bereits eine eigene Meinung zur Reise entwickelt. Auf dem Weg zum Aufzug sah Marlen einen Gepäckwagen am Ende ihres Ganges. Zwei Crewmitglieder sortierten Koffer, ein dritter prüfte Listen auf einem Tablet. Einer der Koffer fiel ihr auf, weil auf seinem Anhänger eine Kabinennummer überklebt worden war.

Nicht sauber. Hastig.

Die neue Nummer lautete 8042. Darunter schimmerte eine andere durch. Sie konnte sie nicht ganz erkennen. Vielleicht 6117. Vielleicht auch etwas anderes. 8042 lag auf ihrem Deck, nur ein paar Türen weiter.

Am Griff hing ein kleiner roter Faden.

Kein Band, wie man es zur Wiedererkennung an Koffer knüpfte. Eher ein Stück Garn. Dünn, fast lächerlich. Es hätte ihr nicht auffallen müssen.

Tat es aber.

„Marlen?“

Jonas stand am Aufzug und hielt die Tür offen. Ein älterer Herr darin sah sie mit milder Ungeduld an.

„Komme.“

Sie stieg ein.

„Was war diesmal?“, fragte Jonas.

„Ein Koffer.“

„Sehr verdächtig. Auf Kreuzfahrten rechnet man nicht damit.“

„Die Nummer war überklebt.“

„Vielleicht wollte er inkognito reisen.“

Der ältere Herr im Aufzug räusperte sich. Jonas lächelte freundlich. Marlen sah auf die Etagenanzeige, merkte sich 8042 wider Willen und beschloss, den Koffer zu vergessen.

Das hielt ungefähr acht Sekunden.

Ihre erste Erkundung endete in der Luminara Bar, weil jede ernsthafte Schiffsbesichtigung irgendwann dort endete, wo Gläser auf Tischen standen und man so tun konnte, als habe man sich aus strategischen Gründen hingesetzt. Jonas bestellte Kaffee, Marlen etwas Kaltes mit Minze, das vermutlich mehr Urlaub versprach, als es halten konnte.

Sie saßen am Fenster. Draußen senkte sich der Nachmittag über La Romana. Der Hafen wurde weicher, die Container weniger hässlich, das Wasser silbriger. Menschen kamen und gingen. Stimmen mischten sich. Irgendwo lachte jemand zu laut. Irgendwo klirrte ein Glas.

An einem Tisch schräg gegenüber saß ein Mann, den Marlen bereits im Terminal gesehen hatte.

Ende sechzig vielleicht, vielleicht auch älter, aber auf eine Weise gealtert, die Disziplin verriet. Silbernes Haar, sehr gerade Haltung, helles Leinenhemd, dunkle Augen. Er war nicht schön, aber eindrucksvoll. Ein Mann, den man in einem Raum bemerkte, ohne sagen zu können, warum. Neben ihm saß eine Frau. Ähnliches Alter, zart, hell, fast durchscheinend. Sie trug ein blaues Kleid und eine Perlenkette. Ihre Hände lagen gefaltet auf dem Tisch, als warteten sie auf eine Erlaubnis.

Der Mann sprach. Die Frau hörte zu. Oder tat so.

Was Marlen störte, war nicht, dass er die Menschen beobachtete. Viele Menschen beobachteten andere Menschen. Sie tat es schließlich beruflich und privat mit einer Hingabe, die Jonas gelegentlich als sozialverträgliche Form der Schnüffelei bezeichnete.

Was sie störte, war seine Art.

Er betrachtete die Passagiere nicht neugierig oder amüsiert und auch nicht gelangweilt.

Er prüfte sie.

Sein Blick glitt über Gesichter, blieb kurz hängen, wanderte weiter. Als suche er jemanden. Oder als wolle er sich vergewissern, wer alles gekommen war.

Als Elena Varo an der Bar vorbeiging, hob er kaum merklich den Kopf.

Die Frau neben ihm bemerkte es. Ihre Hände verkrampften sich. Nur kurz. Dann lösten sie sich wieder.

„Der Mann dort“, sagte Marlen leise.

Jonas seufzte, aber liebevoll. „Muss ich mir Namen ausdenken oder hast du schon welche?“

„Sehr witzig.“

„Ich bemühe mich.“

„Er beobachtet die Passagiere.“

„Du auch.“

„Anders.“

„Das sagen alle Beobachterinnen.“

Sie griff nach ihrem Glas. „Er sucht jemanden.“

Jonas folgte ihrem Blick. Er wurde nicht sofort ernst. Das mochte sie an ihm. Er sprang nicht in ihre Wahrnehmung hinein, nur weil sie ihn darum bat. Aber er trat auch nicht achtlos darüber hinweg.

„Vielleicht wartet er auf Bekannte“, sagte er.

„Vielleicht.“

„Oder er ist einer dieser Menschen, die schon vor dem Ablegen wissen wollen, mit wem sie die nächsten achtzehn Nächte den Aufzug teilen müssen.“

„Du glaubst mir nicht.“

„Doch.“ Er sah sie an. „Ich glaube dir, dass dir etwas aufgefallen ist. Ich weiß nur noch nicht, ob es an ihm liegt oder an deinem inneren Romanradar.“

„Mein inneres Romanradar hat uns schon oft gute Geschichten geliefert.“

„Und einmal drei Stunden Gespräch mit einem Mann, der am Ende nur seinen Zwilling gesucht hat.“

„Das war trotzdem interessant.“

„Für dich. Ich musste mir Fotos von beiden ansehen.“

Sie lächelte, aber ihr Blick ging wieder zu dem Mann.

In diesem Moment drehte er den Kopf und sah sie an.

Nicht lange, nur einen Augenblick. Aber es war kein zufälliges Streifen. Er hatte gemerkt, dass sie ihn beobachtete. Sein Blick sank für einen Sekundenbruchteil auf das Notizbuch, das halb unter ihrer Hand lag. Dann tat er etwas, das Marlen später immer wieder in ihrem Kopf abspielen würde.

Er lächelte.

Höflich, aber keinesfalls freundlich.

Höflich.

Das war ein Unterschied.

Am Abend legte die MS Aureliana ab.

Die Sonne stand tief, als die Leinen gelöst wurden. Menschen versammelten sich an den Relings, hielten Handys hoch, winkten einem

Hafen zu, der ihnen nicht zurückwinkte. Ein warmes, goldenes Licht legte sich über das Schiff, und für einen Moment war alles genau so, wie es in Prospekten aussah. Nur echter. Und dadurch schöner.

Bevor die Musik einsetzte, knackte es in den Lautsprechern. „Meine Damen und Herren, hier spricht Ihr Kapitän Elias Brandt.“

Die Stimme war ruhig, warm, nicht einstudiert fröhlich. Brandt begrüßte sie an Bord, nannte Wind, Kurs und die ersten Seemeilen, erinnerte an die Sicherheitsübung und bedankte sich bei der Crew, bevor er den Gästen eine gute Reise wünschte.

Marlen hörte genauer hin, als sie wollte. Es lag eine Verlässlichkeit in dieser Stimme. Keine Show. Keine aufpolierte Kapitänsromantik. Eher der Klang eines Mannes, der wusste, dass ein Schiff mehr war als ein schwimmendes Hotel.

„Der meint es ernst“, sagte Jonas leise.

„Ja“, sagte Marlen. „Das glaube ich auch.“

Dann setzte die Musik ein.

Zuerst kaum mehr als ein tiefer Ton, der aus den Lautsprechern kam und sich mit dem leisen Vibrieren des Schiffes verband. Dann Streicher. Langsam, weit, als würde jemand am Horizont eine Tür öffnen. Ein Bläsermotiv folgte, warm und dunkel, nicht triumphal, sondern groß genug, um selbst jene Menschen still werden zu lassen, die noch Sekunden zuvor über Tischzeiten, Koffer oder WLAN-Pakete gesprochen hatten.

Horizonte.

So hieß das Auslaufstück der Aureliana. Jonas hatte den Namen am Nachmittag im Bordprogramm gelesen und mit leicht erhobener Braue kommentiert, dass Schiffe offenbar nicht nur fahren, sondern Gefühle inszenieren mussten.

Doch jetzt sagte er nichts.

Marlen stand an der Reling, und ihr Herz wurde weit.

Sie liebte diesen Moment. Das langsame Lösen vom Land. Das Zurückbleiben der Kräne, der Hallen, der Autos, der ganzen eckigen Welt. Sie liebte es, wenn ein Schiff sich zum ersten Mal in Bewegung setzte, noch vorsichtig, fast unmerklich, als wolle es die Passagiere nicht erschrecken. Sie liebte das Licht auf dem Wasser, die erwartungsvollen

Gesichter, die stille Ergriffenheit, die man an Land vielleicht belächelt hätte, das hier draußen aber plötzlich erlaubt war.

Für Marlen war Auslaufen nie bloß Abfahrt.

Es war Anfang.

Jonas stand hinter ihr, die Arme locker um sie gelegt.

„Da fahren wir also“, sagte er.

„Ja.“

„Mit einem Schiff voller möglicher Romanfiguren.“

„Urlauber.“

„Natürlich. Urlauber mit Vorgeschichte.“

Sie lehnte sich an ihn. „Du machst dich über mein Schreibvorhaben lustig.“

„Nein. Ich rahme es nur realistisch.“

„Das klingt wie ein Förderantrag.“

„Dann ist er hiermit abgelehnt.“

Sie schwiegen eine Weile. Vor ihnen wurde das Meer dunkler. Hinter ihnen verlor der Hafen seine Einzelheiten. Neben ihnen prosteten sich fremde Menschen zu, wie nach einem gemeinsamen Erfolg, dabei hatten sie nur pünktlich eingeeckelt.

Marlen dachte an die Frau mit der Muschelbrosche. An Elenas Kamera. An den Koffer mit der überklebten Nummer. An den Mann in der Luminara Bar. Und an den kurzen Blick, mit dem er ihr Notizbuch gestreift hatte.

Dann dachte sie, dass sie vielleicht wirklich zu viel sah.

Es wäre nicht das erste Mal gewesen.

Aber es war auch nicht das erste Mal gewesen, dass sie recht hatte.

Ihr Abendessen nahmen sie im Restaurant Atlantica ein. Marlen mochte Restaurants, in denen man bedient wurde und trotzdem nicht das Gefühl hatte, zu viel Besteck könne gegen einen verwendet werden. Die Kellner bewegten sich mit routinierter Freundlichkeit zwischen den Tischen, Teller schwebten vorbei, Gläser wurden gefüllt, irgendwo wurde über Ausflüge gesprochen, irgendwo über Koffer, irgendwo über die Unverschämtheit, dass man für alles eine App brauchte.

Sie bekamen einen Tisch am Fenster. Das Meer draußen war nun fast schwarz, nur am Horizont lag noch ein schmaler Streifen Licht.

„Darf ich heute Abend erfahren, ob ich schon als Figur auftauche?“, fragte Jonas.

„Nur in einer Nebenrolle. Sehr sympathisch, wenig Handlung.“

„Das klingt nach mir.“

„Du bist für die Urlaubspassagen zuständig.“

„Und der Mann, der höflich lächelt wie ein frisch poliertes Messer? Für den brauche ich keine Urlaubspassage.“

Marlen sah ihn überrascht an.

Er zuckte mit den Schultern. „Was? Ich darf auch Metaphern haben. Ich habe jahrelang bei dir hospitiert.“

„Du hast ihn also auch bemerkt.“

„Ich habe bemerkt, dass du ihn bemerkt hast. Das ist in unserer Ehe oft der schnellere Weg. Aber diesmal habe ich ihn auch selbst bemerkt.“

Bevor sie antworten konnte, wurden zwei Tische weiter neue Gäste platziert.

Der Mann aus der Luminara Bar. Die blasse Frau mit der Perlenkette.

Und kurz darauf, wie hinter einer unsichtbaren Linie, ging Elena Varo am Eingang des Restaurants vorbei. Sie blieb nicht stehen. Sie sah nicht in Marlens Richtung. Aber die Frau mit der Perlenkette hob den Kopf.

Ihr Gesicht veränderte sich.

Nicht viel. Nur so, als wäre für einen Sekundenbruchteil Blut und Erinnerung zugleich daraus gewichen.

Das Wasserglas vor ihr kippte um.

Der Kellner war sofort da. Servietten, Entschuldigungen, ein neues Glas, alles kein Problem, Madame. Der Mann neben ihr legte ihr die Hand auf den Unterarm. Eine zärtliche Geste, hätte man meinen können.

Die Frau erstarrte darunter.

„Charlotte“, sagte er leise.

Es war das erste Mal, dass Marlen ihren Namen hörte.

Charlotte.

Er sprach ihn aus wie eine Mahnung.

Dann sah er zu Elena, die inzwischen weitergegangen war, und sagte etwas, das Marlen nur deshalb verstand, weil gerade am Nachbartisch niemand sprach.

„Man erschrickt im Alter vor allem vor Ähnlichkeiten.“

Jonas, der gerade nach seinem Weinglas greifen wollte, hielt inne.

Marlen sah ihn an.

Er sah sie an.

Diesmal zog er sie nicht auf.

Später, in der Kabine, während Jonas im Bad war und draußen das Meer gegen den Schiffsrumpf atmete, schlug Marlen ihr Notizbuch auf. Sie hatte sich vorgenommen, heute nur drei Zeilen für das Reisebuch zu schreiben. Vielleicht vier. Eine harmlose Zusammenfassung des ersten Tages. Einschiffung, Hitze, Ablegen, schönes Abendessen. Der Anfang einer Reise.

Stattdessen schrieb sie:

La Romana. MS Aureliana.

1. Elisabeth Moreau erschrickt bei dem Namen Marquard. Muschelbrosche.

2. Elena Varo fotografiert Moreau. Hat mich gesehen. Vielleicht bewusst.

3. Koffer mit überklebter Nummer 8042, darunter 6117. Roter Faden am Griff.

Deck 8.

4. Älterer Mann beobachtet Passagiere. Später im Restaurant: Charlotte. Satz über Ähnlichkeiten.

5. Jonas hat es auch gehört.

Frage: Warum fühlt sich das nicht wie Material an, sondern wie etwas, das schon angefangen hat?

Sie legte den Stift ab.

Aus dem Bad kam Jonas' Stimme. „Schreibst du?“

„Nur ein bisschen.“

„Schon Kapitel eins?“

Marlen betrachtete die Seite.

Dann schloss sie das Notizbuch.

„Nein“, sagte sie.

Aber das war gelogen. Und zum ersten Mal an diesem Tag fühlte sich die Lüge nicht wie ein kleiner ehelicher Scherz an, sondern wie ein Schritt über eine Linie, die sie nicht gesehen hatte.

Elena Varo saß zur selben Zeit auf dem Boden ihrer Kabine.

Die Schuhe hatte sie von den Füßen gestreift, die Kamera lag neben ihr, das Display noch hell. Vor ihr auf dem Teppich waren vier Ausdrucke ausgebreitet. Keine guten Ausdrucke. Zu dunkel, an den Kanten abgeschnitten, eines davon an einer Stelle geknickt. Aber Elena brauchte keine Schönheit. Sie brauchte Übereinstimmung.

Sie vergrößerte das Foto, das sie am Nachmittag gemacht hatte.

Auf einem zweiten Bild, unscharf am oberen Rand, stand die Frau vom Pooldeck. Dunkles Haar, Notizbuch in der Hand, neben ihr der Mann mit der trockenen Stimme. Marlen Morell, hatte die Mitarbeiterin am Check-in gesagt. Elena hatte sich Namen nie gut merken können. Aber Menschen, die im richtigen Moment hinsahen, vergaß sie nicht.

Vielleicht war die Frau nur neugierig. Vielleicht schrieb sie nur Urlaubssätze. Vielleicht war sie aber die Einzige, die an diesem ersten Tag mehr als ein loses Bild gesehen hatte.

Die ältere Frau auf der Promenade. Das silbergraue Haar. Das Seidentuch. Die Muschelbrosche.

Dann griff Elena nach dem ältesten Ausdruck.

Eine junge Frau, aufgenommen vor mehr als dreißig Jahren. Unschärf. Karibisches Licht. Ein weißes Gebäude im Hintergrund. Auf dem Revers ihrer Bluse: dieselbe Muschel.

Elena presste die Lippen zusammen.

Sie hatte sich auf vieles vorbereitet. Auf Irrtümer. Auf Sackgassen. Auf die Möglichkeit, dass sie einer Erinnerung hinterherjagte, die nicht einmal ihre eigene war. Aber nicht darauf, dass die Frau tatsächlich an Bord sein würde und dass jemand anders sie ebenfalls bemerkte.

Nicht hier. Nicht auf diesem Schiff.

Sie drehte das alte Foto um. Auf der Rückseite stand ein Satz in der Handschrift ihres verstorbenen Adoptivvaters.

Wenn du wissen willst, wer du bist, such die Frau mit der Muschel.

Am Rand eines anderen Blattes stand in verblassten Großbuchstaben: MARE. Elena hatte diese vier Buchstaben in den letzten Monaten so oft gelesen, dass sie jede Harmlosigkeit verloren hatten.

Elena sah lange darauf.

Dann löschte sie keines der Bilder von ihrer Kamera. Auch nicht das unscharfe, auf dem Marlen Morell im Hintergrund stand.

Drei Decks höher trat Elisabeth Moreau aus dem Bad ihrer Kabine und stützte sich am Waschbecken ab.

Im Spiegel sah ihr eine Frau entgegen, die sie seit Jahren kannte und der sie trotzdem nicht traute.

„Marquard“, flüsterte sie.

Der Name hing in der kleinen Kabine, wie ein fremder Gegenstand, den jemand dort abgelegt hatte.

Sie öffnete ihre Handtasche, zog ein schmales Etui heraus und prüfte den Inhalt. Zwei gefaltete Papiere. Ein Foto. Eine alte Patientenkarte, deren Kanten weich geworden waren. Sie hatte alles noch. Natürlich hatte sie alles noch. Sie prüfte es trotzdem, so wie sie seit Jahren Türen zweimal abschloss und Briefe nur mit Handschuhen berührte, wenn die Vergangenheit wieder einmal zu nah kam.

Auf dem Gang lachten Menschen.

An Bord begann die erste Nacht. Für die meisten war sie voller Vorfreude, Musik und der angenehmen Müdigkeit eines Reisetages.

Elisabeth Moreau setzte sich auf die Bettkante und schloss die Augen.

Sie hatte geglaubt, achtzehn Nächte seien genug, um endlich zu sprechen. Jetzt war sie nicht mehr sicher, ob sie die erste überstehen würde.

